

Forum

Thomas Welskopp

Wie schreibt man die Geschichte des Ruhrgebiets? Anmerkungen zum Projekt „Historisches Lesebuch“ der Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets

Seit Juli 2007 führt die Stiftung Bibliothek des Ruhrgebiets mit Unterstützung der Stiftung Mercator (Essen) das Publikationsprojekt „Historisches Lesebuch Ruhrgebiet“ durch. Erstellt wird eine zweibändige Quellensammlung, die anhand unterschiedlichster Dokumente, von der Gründungsurkunde bis zum Tagebuch, in knapp 20 Kapiteln die wechselvolle Geschichte des Ruhrgebiets seit den Anfängen „erzählt“. Das Historische Lesebuch, das sich an die Besucher und Bewohner der Region wendet, wird zusammen mit einer Gesamtdarstellung von Klaus Tenfelde zur Geschichte des Ruhrgebiets im Kulturhauptstadtjahr 2010 erscheinen. Der folgende Beitrag von Thomas Welskopp bildete den Leitvortrag im Rahmen einer Sonntags-Matinée am 27. Januar 2008, in der sich Experten zur Geschichte des Ruhrgebiets kritisch mit konzeptionellen und methodischen Fragen des Projekts auseinandergesetzt haben.

Ich bedanke mich für die Einladung, die mich heute Vormittag in eine sehr bequeme Lage versetzt: Denn meine Antwort auf die gestellte Frage muss ich nicht selbst büßen – weder als Autor noch als Leser. Vielmehr werde ich mich in den nächsten Jahren zurücklehnen und das Ergebnis in aller Ruhe abwarten können. Es bleibt schließlich für 2010 die Option offen, rechthaberisch zu bemerken: „Habe ich es Euch nicht gesagt?“ Wenn dagegen, wie zu hoffen, alles blendend verläuft, wird sich an meine Mäkeleien hoffentlich niemand mehr erinnern. Deshalb mag man meine Bemerkungen vielleicht leichtherziger nehmen, als sie daherkommen: mein Part als advocatus diaboli ist in diesem Fall ausdrücklich gewünscht.

Ein zweiter Umstand macht meine Rolle dagegen weniger leicht, nämlich der, dass ich das Projekt sowohl aus der Warte des professionellen Historikers als auch des geborenen Ruhrgebietlers beurteilen muss. Wären wir in der Muppet-Show, hieße das, Waldorf und Stadler zugleich zu spielen. Dabei ist Parteilichkeit nicht unbedingt das Problem. Schon Johann Gustav Droysen hat darauf hingewiesen, dass der Historiker – Historikerinnen waren damals noch nicht vorgesehen – notwendig „Parteimänner“ seien, wollten sie nicht dem Gedanken einer „eunuchischen Objektivität“ nachhängen, die wie so manches aus der Feder seines verhassten Kollegen Ranke reines Hirngespinnst sei. Mein Problem ist eher, dass die Parteilichkeit des Historikers und die des indigenen Bochumers nicht übereinstimmen, sondern sich in die Quere kommen. Der Ruhrgebietler in mir sucht in dem Projekt nach

Wiederzuerkennendem, nach Bestätigung von Erinnerungen, ein wenig Ruhrgebiets-Nostalgie, nach Steiger-Lied, Kumpel Anton, Currywurst und Dariusz Wosz.

Als Profi-Historiker tippe ich mir gleichzeitig an die Stirn. Das soll ja wohl ein Geschichtsbuch werden – ein Lese- und kein Märchenbuch. Es kann gerade nicht darum gehen, die populären Klischees und Mythen über das Ruhrgebiet, von denen die meisten, die wir heute kennen, übrigens neuerer Natur sind, historisch zu hinterfüttern. Und da so viel an Erinnerung durch solche Klischees und Mythen geformt und zum eigentlichen Wissen über die eigene Vergangenheit stilisiert wird, kann es sich auch nicht um eine bloße Lesehilfe für die persönliche Erinnerung handeln. Erinnerung, das belegt jede Zeugenaussage vor Gericht aufs Neue, ist trügerisch. Der größte Feind des Historikers scheint heute nicht mehr der Archivar, sondern der Zeitzeuge zu sein.

Als Historiker könnte ich demnach dem Gesamtprojekt in aller Ruhe und Nüchternheit entgegensehen. Hier wird erkennbar keine Anbiederung an den Leser betrieben. Allenfalls der zu erwartende Umfang raubt ein wenig den Atem; es ist wie bei den sozialdemokratischen Frauen in Chemnitz im Jahre 1869, die darum baten, zu der von ihnen ausgerichteten Abendveranstaltung ja pünktlich zu erscheinen, „weil sehr föhl vorkommt“.

Sowohl im Lesebuch als auch in der Gesamtdarstellung wird viel vorkommen. Sehr viel. Und die Stoffmassen scheinen vor allem von der Chronologie gebändigt. Die Geschichte erscheint als fortlaufender Strom, der eher der schiffbar gemachten Ruhr gleicht als der anrühigen Emscher vor ihrer Kanalisierung. Es sind Prozesse, die diese Geschichte vorantreiben. Immer wieder erkennen wir hier die Industrialisierung, die Verstädterung, die nachhinkende Urbanisierung als Motoren, die andere Treibräder in Schwung halten wie vor allem die Migration, die Demografie, die Siedlungsdynamik, aber auch größere soziale Bewegungen wie die konjunkturabhängigen Streikwellen mit ihrem ersten Kulminationspunkt im Bergarbeiterstreik von 1889.

In diese großen, umfassenden Prozesse hineinplatziert sind Porträts wichtiger Institutionen im Umfeld der großen Industrie sowie später der Kommunen, der diversen Arbeiterbewegungen und ethnischen Minderheiten. Darüber hinaus sind uns Kapitel in Aussicht gestellt, die gewissermaßen, man kann es ja bisher nur der Gliederung entnehmen, Bestandsaufnahmen im Querschnitt liefern, die wichtigen Prozessabschnitten zugesellt sind. Das betrifft vor allem die wiederkehrenden Passagen zur Arbeit in der Schwerindustrie unter den verschiedenen technisch-organisatorischen Bedingungen und dann zunehmend unter dem Diktat des ökonomischen Strukturwandels. Aber auch getrennte Kapitel zur Arbeiterkultur, zu den verschiedenen Milieus im Ruhrgebiet und zur sozialen Struktur der Region jenseits der Klassengrenze scheinen einer solchen Logik zu folgen.

Die Politik platzt dann hin und wieder eher herein, als dass sie aus dem vorangestellten, karikierend würde ich sagen, fast Braudelschen Schema ihrerseits folgt. In erster Linie für das Lesebuch mit seiner gröberen Gliederung gilt das vor allem für die 1920er Jahre und die Zeit von Nationalsozialismus und Krieg. Hier beschleunigen sich gewissermaßen die Rhythmen der Geschichte zum Stakkato, wobei vielleicht die Gefahr besteht, die sozialen und kulturellen Verhältnisse unter der Flut der politischen Ereignisse zu begraben. Das scheint mir in Klaus Tenfeldes Gesamtdarstellung weniger der Fall zu sein, der die in dieser Zeit auch sehr

kurzatmigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zyklen mit den politischen Ereignissequenzen synchronisiert. Umso gespannter bin ich denn auch auf das Kapitel 7.5.

Es kommt so viel vor, dass es auf den ersten Blick nach einer zeitlich gestreckten Totalgeschichte des Ruhrgebiets aussieht. Das hat aber auch aus der Perspektive des nüchternen Historikers einige Kosten. Die Anlage des Werks, die den Prozess gegenüber den Konstellationen betont, privilegiert gewissermaßen die Zeit gegenüber dem Raum. In mancherlei Hinsicht erscheint dabei das „Ruhrgebiet“ als bloßer Schauplatz eigentlich überregionaler, ja transnationaler Entwicklungen. Das „Ruhrgebiet“ dient für einige der geplanten Kapitel vorrangig als Datencontainer, als territorial abgegrenzte Untersuchungseinheit, als Wirkungsfeld für die institutionellen Effekte der Industrie, der Kommunen und sozialen Bewegungen, als Tatorte politischer Gewalt.

Natürlich, mag man einwenden, hat man es hier mit regionalen Besonderheiten zu tun. Es ist ja nicht irgendeine Durchschnittsindustrialisierung gewesen, die das Ruhrgebiet geprägt hat, sondern eine Expansionswelle von Steinkohlebergbau, Eisen- und Stahlindustrie. Das hatte natürlich direkte Folgen, etwa für die Verzögerung der Urbanisierung in Städten, in denen Industrieflächen lange Zeit die Zentren blieben, während geplante Innenstädte im Debakel bergtechnisch ans Tageslicht beförderter Grundwasserseen versanken. So speziell wie die Kommunen waren die Wanderungsbewegungen und die Leute, die dabei hierher kamen, ihre soziale Gliederung, die Art und Schwere ihrer Arbeit. Mit der Institution „Knappschaft“ kann man eben, wie die verständnislose Reaktion mehrerer Studentengenerationen etwa in Bielefeld beweist, außerhalb von Bergbauregionen wenig anfangen.

Trotzdem heißt regionale Geschichte hier wohl in erster Linie eine qualitative und quantitative Einfärbung der Wirkungsfaktoren und Indikatoren. Die Matrix der Vermessung, die in der Vertikalen durch die Abfolge der Prozessschritte gegliedert ist, teilt sich in der Fläche in die Sachbereiche der Ökonomie, der Demografie, der Stadtentwicklung, der prägenden Institutionen, der sozialen Bewegungen und der politischen Ereignisse. Rein gliederungstechnisch – auf etwas anderes kann sich mein Urteil ja noch nicht stützen – erscheint der umfassend aufgenommene Kosmos des Ruhrgebiets als eine Reihe von Kästchen mit insgesamt regionenspezifisch eingefärbten, aber größeren Klassifikationen zuzuordnenden Phänomenen, die voneinander isolierte Bestandteile einer sachlich gegliederten Registratur bilden.

Das könnte den handelnden Personen der Vergangenheit schlecht bekommen. Zwar wirkt auch das einer Romantisierung des Ruhrgebiets wirkungsvoll entgegen, denn wer wird schon eine Heldengeschichte des „Potts“ wollen können, bei der am Anfang nur Zylinder, Gehrock und Zigarre, dann Uniformen und neuerdings Trikots das Auswahlkriterium bildeten. Aber bis auf den unvermeidlichen Krupp taucht zumindest in den Gliederungen kein weiterer Name auf. Stattdessen sind es Kollektive, die agieren: der „Bergbau als Stand“, das „Bürgertum im Ruhrgebiet“, „die Polen“, die „schwerindustrielle Berufsbevölkerung“, die „Oberschicht im Revier“, die „Milieus der Industriearbeiterschaften“ bis hin zu den „neuen Mittelschichten“. Wenn schon die „Herren aus dem Westen“ somit einigermaßen gesichtslos bleiben – wie gesagt, auf der Ebene der Gliederungen – droht den Mittelschichten und erst recht den Arbeiterinnen und Arbeitern ein komplettes Aufgehen in der großen Zahl. So

wichtig es beispielsweise ist, anhand der „Familie“ die Größenordnungen von Formen verwandtschaftlichen Zusammenlebens kennenzulernen oder auch von solchen, die über die Verwandtschaft hinausgingen wie bei der Mitgliedschaft von Schlafburschen und Kostgängern im Haushalt, so unbefriedigend wäre es, blieben diese „Familien“ nur statistische Einheiten und würden sie nicht als greifbare Interaktionsformen sichtbar.

Das Problem geht über die Distanzierung von den Akteuren durch Zahlen hinaus: Bis jetzt erscheinen allenfalls die industriellen „Pioniere“ überhaupt als handlungsfähige Subjekte. Die Kapiteltrennung zwischen den gesellschaftlichen Großgruppen lässt es zumindest als schwierig erscheinen, Interaktionen und soziale Praktiken des Austauschs und des alltäglichen Konflikts darzustellen. Die Streiks und politischen Aufstände werden dadurch wiederum zu quantifizierbaren Ausnahmeständen, die mit den Routinebeziehungen innerhalb der Gruppen der Gesellschaft und zwischen ihnen wenig Berührung haben.

Die Hauptfrage ist für mich daher, ob man statt der prozessualen Sichtweise und ihrer vertikalen, zergliedernden Schnitte nicht die Konstellation und ihren teils schleichenden, teils sprunghaften Wandel als Gliederungsprinzip hätte wählen können. Das bedeutet fünflei:

Erstens könnte man sich vorstellen, Institutionen und Organisationen als soziale Handlungsfelder zu betrachten, auf denen Angehörige verschiedener Sozialgruppen miteinander interagieren. Ein solches Handlungsfeld könnte beispielsweise der Betrieb sein, der in der Schwerindustrie unumstrittener Weise eine stärkere und größere Rolle in der Prägung sozialer Beziehungen spielte als in anderen Regionen und Branchen. Der Betrieb als Ort der schwerindustriellen Arbeit, als Ort lebensweltlicher Überformungen, als Ort männlicher Körperlichkeit, als Ort betrieblicher Machtausübung und Kampfplatz um den unternehmerischen Herrschaftsanspruch – eine solche Sichtweise würde sowohl Ökonomie, Technik, Arbeit und Umwelt aneinander binden als auch die sozialen Gruppen in ihren mehr oder minder friedlichen Austauschbeziehungen darzustellen erlauben. Auch andere Institutionen – wiederum etwa die Knappschaft, aber warum nicht auch Stadtverwaltungen, Kommunalverbände, Parteiorganisationen und Einkaufszentren – könnten auf diese Weise als Orte sozialer Interaktion die soziale Vielfalt des Reviers in bestimmten Praxisformen integrieren und in ihrer regionalen Spezifik erkennbar werden lassen.

Zweitens ließen sich mit dem Blick auf Netzwerke die Sicht auf einzelne handelnde Akteure mit der Betrachtung ihrer sozialen Einbettung kombinieren. Das gilt nachvollziehbar zunächst etwa für die Industriellen, aber nicht nur für diese. Personelle Netzwerke haben im Ruhrgebiet bevorzugt dazu gedient, die verschiedenen Sphären des gesellschaftlichen und politischen Lebens miteinander zu verknüpfen. Dabei würde z. B. die Funktion des Betriebsrats ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, aber auch, in gleichem Atemzuge, die Figur des sozialdemokratischen Kommunalpolitikers. Umgekehrt hat gerade ihre Diasporalage im Ruhrgebiet verschiedene soziale Kreise von personellen Netzwerken abhängig werden lassen, seien es die Freien Kirchen im Revier oder die zahlenmäßig kleinen „Bürgertümer“ in den Städten oder auch die rebellierenden Jugendkulturen seit den 1950er Jahren, in deren Gefolge mittelbar auch noch die heutige reiche „Off“-Kulturszene steht, ein Netzwerk mit vielen Bochumer Knotenpunkten. Netzwerke sind nicht nur im realen Leben Werk-

zeuge für die Überwindung von Anonymität; sie wären auch für den Historiker ein Mittel, nicht nur Adressen, sondern Namen zu unterscheiden, die exemplarisch für viele andere stehen und doch in ihrer unverwechselbaren Individualität persönlich nachvollziehbare Beispiele liefern.

Drittens steht „Milieu“ nicht nur für eine Abgrenzung unter Großgruppen, sondern auch für „Verdichtung“. „Milieu“ ist eben oft nicht eine Bereicherung durch interne Vielfalt, sondern Ergebnis von Beschränkung und Verarmung. Dann kommt den wenigen zur Verfügung stehenden Institutionen und Ressourcen eine umso größere Wichtigkeit zu, weil sie in Ermangelung anderer Ausdrucksformen einen Überfluss an sozialer Bedeutung tragen. Das spezifische „Ruhrgebietsmilieu“ scheint mir durch eine besondere Aufladung des Handlungsfeldes „Betrieb“, vor allem aber durch eine besonders enge und unvermittelte Aufeinanderbezogenheit von „Betrieb“ und außerbetrieblicher „Lebenswelt“ gekennzeichnet. Dadurch gewinnen tatsächlich sehr profane soziale Orte an Bedeutung, die man in ihrer gesamten Prägekraft wie Borniertheit herausfinden muss, um das „Revierspezifische“ vor den Augen aufscheinen zu lassen. Die Trinkhalle, die Vereinskneipe, die Autowaschanlage, die Eisdielen, die Tanzschule – all das wären Beispiele für „Milieuorte“, die als Knotenpunkte für die Verdichtung des „Milieus“ zu kennzeichnen wären, ohne auch hier einem nostalgischen Romantizismus auf den Leim zu gehen. Vielmehr glaube ich, dass in einer solchen Herangehensweise die Klischees und Mythen des Ruhrgebiets am ehesten auf ihren Kern zu reduzieren wären.

Viertens gibt es nicht nur Orte, Institutionen und netzwerkartige Verbindungen zwischen Personen als Wege der „Milieuverdichtung“, sondern auch spezielle Praktiken. Wiederum käme man in einer solchen Perspektive den Akteuren näher, denn es sind die Akteure, die die verschiedenen Praktiken in den diversen Sphären ihres Lebens miteinander verbinden, und zwar in individuellen, aber typischen Kombinationen. Das zeremonielle Innenleben von Organisationen könnte hier sichtbar werden oder die Ausdrucksformen von Jugendkultur, von Männlichkeit, von Populärkultur. Die Cranger Kirmes gewänne vielleicht an Interesse, aber auch die Frage, ob sich z. B. im Ruhrgebiet der späten 1920er Jahre eine ähnliche SA-Kultur herausbildete wie in Berlin und Hamburg (was ich nicht glaube) oder welche Verbindungen zwischen Schichtarbeit, Baumarktbesuchen, der Autowäsche am Samstag und dem Mallorcaurlaub bestehen.

Fünftens schließlich könnte man den Wandel des modernen Ruhrgebiets nicht nur als wirtschaftlichen Strukturwandel mit sozialen Folgen darstellen, sondern auch als den Verlust von Orten, die länger als ein Jahrhundert lang die Sphären des Lebens geprägt und die Verbindung zwischen ihnen hergestellt hatten. Auch dies ist kein Aufruf zur Romantisierung, sondern zu einer Bestandsaufnahme, wie denn dieser Ortsverlust verarbeitet worden und was denn mit welchen Folgen an deren Stelle gerückt ist. Das Ruhrgebiet ist nicht nur zu einer Dienstleistungsgesellschaft geworden, sondern quantitativ immer noch bedeutsam eine Gesellschaft der Generation „Sozialplan“.

Ein wenig drängt der nostalgische Ruhrgebietler in mir doch nach, wenn zum Abschluss die Frage zu stellen ist, ob denn Kumpel Anton, die Currywurst und Dariusz Wosz gar keine Rolle in einer „Geschichte des Ruhrgebiets“ spielen sollen. Wird da nicht auch der Histori-

ker weich? Auch er denkt, dass ihnen eine Nische der Geschichtswürdigkeit zukäme. Und zwar in zweierlei Hinsicht: Erstens erscheint mir die Ruhrgebietsgeschichte des späten 20. Jahrhunderts gerade in Klaus Tenfeldes geplanter Gesamtdarstellung doch sehr kurso-risch wegzukommen. Aber auch in seriöser Hinsicht ist die Zeit des Strukturwandels, und zwar seit dessen Beginn in den 1950er Jahren, eine konstitutive Phase in der Geschichte der Region und nicht nur das Ende einer Geschichte oder der Beginn der „Normalisierung“ einer nur noch in ihrer kollektiven Erinnerung speziellen Region. Das Ruhrgebiet war schon, als die Schloten noch qualmten und der „braune Rauch“ der Thomasstahlwerke den verstärkten Gebrauch von „Meister Proper“ angeraten sein ließ, die amerikanischste aller Konsumregionen Europas. Hier wurde der Verbrauchermarkt erfunden – in Form der „Ratio“, wie sich vielleicht die älteren Zuhörerinnen und Zuhörer erinnern werden. Auch der Baumarkt – für mich ein Ort des Schreckens – hat als Verkaufsform im Einzelhandel im Ruhrgebiet seinen Ursprung. Der Ruhrpark war das erste deutsche Einkaufszentrum „auf grüner Wiese“ und ist heute noch das größte Europas. Auch die Verbreitung der Eisdielen und der Pizzerien und später anderer ethnischer Formen von Gastronomie wäre hier mit Gewinn zu untersuchen. Insofern kann es nicht uninteressant für eine Geschichte des Ruhrgebiets sein, dass das Revier trotz fortdauernder schwerindustrieller Vorherrschaft schon eine expandierende Konsumlandschaft war, lange bevor ihren Einwohnern, als diese abdankte, die Groschen im Geldbeutel knapper wurden.

Zweitens schließlich ließen sich auch die populärkulturellen Entwicklungen des späten 20. Jahrhunderts in die Geschichte einbinden, wenn man die vorgeschlagene Perspektive der Konstellationen, Orte und Praktiken ebenso nach vorn wie nach hinten verlängern würde. Sozial- und auch kulturgeschichtlich wissen wir immer noch mehr über das Ruhrgebiet des 19. als über das des 20. Jahrhunderts. Schon für die 1920er Jahre wäre sozialgeschichtlich noch viel zu holen, und erst recht gilt das, mit Ausnahme der relativ gut erforschten 1950er Jahre, für den Rest der Zeit bis heute. In einer solchen Perspektive könnten wir Wesentliches über die zeitgenössischen Vorläufer von Kumpel Anton, Currywurst und Dariusz Wosz erfahren – etwa über das Kino der 1920er Jahre, das „Herrengedeck“ und Ernst Kuzorra – und wir könnten andererseits vielleicht besser verstehen, was jene denn nun für uns so bedeuten.

Am Ende möchte ich betonen, dass ich den Aufriss des Projekts einer „Geschichte des Ruhrgebiets“, so wie ich ihn vor Augen hatte, jedoch begrüße. Ich wünsche dem Projekt also ein gutes Gelingen, und vielleicht findet ja doch der eine oder andere Aspekt, den ich heute angemahnt habe, Aufnahme.